

Die Agglomerationen als Schnittmengen zwischen Stadt und Land und als Taktgeber der Schweiz

Paul Schneeberger

Neue Helvetische Gesellschaft Winterthur, 9. April 2019

Dörfler vor den Stadttoren – der klassische Stereotyp

Ob es um die Menschen geht, die in den Agglomerationen wohnen, oder darum, wie der Raum zwischen klassischer Stadt und klassischem Land optisch daherkommt: beides hat traditionell eine schlechte Presse. Letztes grosses Aufbäumen dieser Interpretationsmuster war die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative vor fünf Jahren.

Was mussten Bewohner der Agglomerationen einstecken, nachdem deutlich geworden war, dass sich in ihren Reihen die Einschätzung der Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union am stärksten gewandelt hatte. Hatten sie vierzehn Jahre zuvor der Personenfreizügigkeit mit der EU mehrheitlich zugestimmt, gaben sie nun den Ausschlag für die Annahme dieses Volksbegehrens, das Distanz gegenüber dem institutionellen Europa und den Freiheiten markierte, die dieses bietet. Der Historiker Josef Lang schrieb, die deutschsprachige Mehrheit in den Dörfern und Agglomerationen interpretiere die Schweiz immer noch als Volksgemeinschaft. Und der Stadtwanderer Benedikt Loderer befand, die «Hüsli-Menschen» hätten ein Nein in die Urne gelegt, weil sie von Verlustängsten geplagt seien und auf Zuruf der SVP in den Zuwanderern geeignete Schuldige dafür gefunden hätten.

Die Botschaft lautete: Wer ausserhalb der politischen Stadtgrenzen siedelt, ist per se ein mentaler Dörfler, dem alles Fremde ebenso ein Gräuel ist wie jeder Wandel, so die These.

Um der Realität auf die Spur zu kommen, bieten sich zwei Reisen an. Eine durch die Geschichte und eine durch die Gegenwart der Agglomerationen.

Zuvor aber ist zu klären, was unter Agglomerationen genau zu verstehen ist. Das Historische Lexikon der Schweiz bringt es auf den Punkt: «Eine Agglomeration besteht aus einer Gruppe von Gemeinden, die mit einer Stadt als dem Zentrum einer Region besonders enge, vor allem wirtschaftliche Beziehungen pflegen.»

Hier ist weiter zu differenzieren. Der räumlich-funktionale Sammelbegriff «Agglomeration(en)» greift für eine gesellschaftliche Analyse zu kurz. Grundsätzlich lassen sich in den einzelnen Agglomerationen mindestens drei Typen von Gemeinden oder Gegenden unterscheiden.

Etwas Geschichte

Die Beziehung zwischen Stadt und (Um-)Land ist seit jeher konstitutiv für beide Siedlungsformen, für beide Begriffe, ja sie bedingen sich gegenseitig. Ohne Stadt kein (Um-)Land, ohne (Um-)Land keine Stadt. Die Städte waren stets zentrale Orte für Handel und Handwerk. Und immer verzeichneten sie, im Mittelalter zumal als Orte, die grössere persönliche Freiheiten versprachen, Zuzug aus dem Umland, das sie mit Lebensmitteln versorgte.

Im 19. Jahrhundert begannen die Schweizer Städte in grösserem Stil über ihre Grenzen zu expandieren. Am konsequentesten setzte sich die durchgehende Bebauung in Zürich über die Stadtgrenzen hinweg. Am 8. Juni 1874 tauchte der Begriff «Agglomeration» zum ersten Mal in der «Neuen Zürcher Zeitung» auf. Die Gemeinden Aussersihl, Oberstrass und Unterstrass wurden dort bezeichnet als «Auswüchse (Agglomerationen, wie der Kunstausdruck der Statistiker für derartige Erscheinungen lautet)». Zürich wurde durch diese bauliche Expansion und

durch zwei Eingemeindungswellen 1893 und 1934 in nördlicher Richtung dauerhaft zur grössten Stadt der Schweiz. In anderen Schweizer Städten vollzog sich ähnliches, wenn auch nicht mit derselben Konsequenz.

Zwei Faktoren haben diese Entwicklung bis in die 1930er Jahre vorangetrieben: Zum einen die Industrien, etwa Maschinenfabriken mit grossem Platzbedarf, dem sich auf Stadtboden nicht entsprechen liess.

Zum anderen zog es vermögende Kreise in landschaftlich schön gelegene Orte ausserhalb der Städte, die ihnen mehr Grün, mehr Platz und steuerliche Vorteile versprachen. Mit den Industrievorstädten und den privilegierten Wohnorten jenseits der Stadtgrenzen waren zwei jener drei Ausprägungen der Agglomerationen etabliert, die ihre Wahrnehmung von aussen bis heute prägen: *Arbeitervorstädte* und *Nobelvororte*. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs siedelten also vor allem untere und obere Schichten der städtischen Gesellschaft jenseits der Stadtgrenzen.

Bis dieses Phänomen auch den Mittelstand erfasste, zogen eineinhalb weitere Jahrzehnte ins Land. Unterlegt vom wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit waren die massive Zunahme der Bevölkerung und das Auto ab den 1950er Jahren zu den Motoren des Wachstums der Agglomerationen in Bezug auf Bevölkerung und Fläche geworden. Zu den Arbeitervorstädten und den Nobelvororten gesellten sich die Wohnblöcke und Einfamilienhäuser des Mittelstandes in neuen *Gartenquartieren*. In jenen Jahren wurde nicht nur das städtische Wohnen dezentralisiert, sondern auch das städtische Einkaufen durch den Bau von Shoppingcentern.

Es folgte eine weitere Dezentralisierung: jene von Arbeitsplätzen im Dienstleistungsbereich und in der Logistik. Die Post lässt Briefe heute nicht mehr mitten in Basel, Bern

oder Zürich sortieren, sondern in Eclépens, Härkingen und Schlieren.

Seit eineinhalb Jahrzehnten gewinnen die Städte zwar wieder Einwohner. Sie wandeln sich aber zusehends zu Soziotopen von Menschen, denen die Geh- und Velodistanz zu möglichst vielen Bezugspunkten ihres Lebens wichtig ist. Von Menschen auch, die sich die dort massiv gestiegenen Wohnkosten leisten können, über Beziehungen bezahlbare Bleiben finden oder die Kriterien für den Zugang zum sekundären Markt der Wohnungen von Genossenschaften oder des Gemeinwesens erfüllen. Unter dem Strich ist der Trend zur Dezentralisierung von Wohnen und Arbeiten ungebrochen.

Erkenntnisse einer Feldforschung

Wie lebt es sich heute in den Agglomerationen, in den *Arbeitervorstädten*, in den *Nobelvororten*, in den *Gartenquartieren*? Aus Gesprächen, die mein Co-Autor Matthias Daum und ich in der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts für das Buch «Daheim – eine Reise durch die Agglomeration» mit Müttern, Vätern, Wirten, Bauunternehmern, Lehrern und Politikern geführt hatten sowie aufgrund einer kleinen demografischen Analyse ergeben sich sechs gemeinsame Nenner:

Erstens: Pragmatismus als Prinzip

Wer sich in Agglomerationen niederlässt, entscheidet sich zuerst für eine Region, nicht aber für eine bestimmte Gemeinde. Und dennoch schlagen viele dann dort Wurzeln, wohin es sie auf diese Weise verschlagen hat.

Dass Familie Merlo gerade in Klingnau gelandet ist, war Zufall. Ebenfalls Zufall war, dass das Quartett aus Vater, Mutter und zwei Töchtern nach Jahren in einer Mietwohnung nur eine Strasse weiter entfernt ihr Traumhaus gefunden hat. Gesetzt war der Ostaargau, weil sich dort das kleine Unternehmen befindet, das Marco Merlo von seinen Eltern

übernommen hat. Auch Martin von Aesch ist wieder in Schlieren gelandet, dort, wo er teilweise auch aufgewachsen ist, in einem zentral gelegenen Mehrfamilienhaus. Der Lehrer arbeitet im benachbarten Oberengstringen, viele seiner Freunde und Bekannten sind über das Limmattal verstreut.

Und die Familie Todorovic sucht seit längerer Zeit ein Einfamilienhaus, und zwar dort wo sie heute in einem Block wohnt, in Nussbaumen bei Baden. In benachbarten Dörfern wären die Häuser günstiger, «aber dort hat es so viele Ausländer», sagt Dragana Todorovic, die selber ihre ersten Lebensjahre in Serbien verbracht hat.

Ob Gartenquartiere oder Arbeitervorstädte: das Prestige des Wohnorts spielt keine Rolle. Kriterium ist allenfalls die Zusammensetzung von Bevölkerung und Schulkindern. Auch in Nobelvororten spielt Herr Zufall eine wesentliche Rolle; allerdings werden hier auch tiefe Steuern und prächtige Panoramen in die Waagschale geworfen.

Zweitens: Individualismus als Ausdrucksform

In ihrer Vielfalt sind die Agglomerationen ein Abbild der föderalistischen und liberalen Prinzipien, welche die Schweiz stark gemacht haben. Jener Schweiz, in dem nicht nur jeder Mensch nach seiner Façon glücklich werden soll, sondern auch jede Gemeinde und jeder Kanton.

Ein Beispiel für das bauliche Durcheinander ist die «Tomate», das Restaurant in dem kleinen, alten Haus, das so gar nicht auf den Bahnhofplatz von Dietikon passen will, der in den letzten 20 Jahren ein städtisches Gesicht erhalten hat. «Das ist steingewordenes Querulantentum, von dem Dietikon schliesslich aber profitiert hat», sagt Markus Notter, der ehemalige Zürcher SP-Regierungsrat und frühere Stadtpräsident von Dietikon.

Und Hans Killer, einst SVP-Nationalrat und Gemeindeammann von Untersiggenthal, sagt auf die Frage, ob er damit zufrieden sei, wie seine Gemeinde heute aussehe: «Es kommen mir wirklich keine Bauten in den Sinn, die ich nicht hätte haben wollen.»

Persönliches Glück hängt hier also nicht von baulicher Ästhetik ab. So einig sich viele Politiker und Bewohner sind, dass sich mit ihrem Dorf, mit ihrer Kleinstadt keine Schönheitskonkurrenz gewinnen lässt, so einig sind sie darüber, worauf es ankommt: auf die Verfügbarkeit von Wohnungen und auf gute Verkehrsverbindungen. Martin von Aesch zum Beispiel sagt: «Schlieren hat durch die S-Bahn wahnsinnig gewonnen. Ich bin schnell weg von hier», und das sei eine grosse Qualität.

Drittens: Grün als Glücksfaktor

Ein äusserer Faktor aber beeinflusst das Glück der Menschen in den Agglomerationen sehr wohl: das Grün. Das Grün im eigenen Garten und auf dem eigenen Balkon, das Grün auf dem nahen Hügel. Gärtnermeister Walter Germann aus Wettingen weiss: Je dichter die Menschen aufeinander leben, desto wichtiger wird ihnen ihr Garten, ihre Terrasse, ihr Balkon.

Wesentlich ist auch die Topografie der Schweiz und die unterschiedlichen Funktionen ihrer drei «Stockwerke». Im Parterre befindet sich die Gebrauchsschweiz, und in der ersten Etage lockt die Naherholungsschweiz. Mit ihren Wäldern und Feldern ist sie versöhnliche Kulisse für das Grau im Parterre, und von der Wohnungstür ist sie in der Regel zu Fuss erreichbar. In die grünen Hügel zieht es auch Marco Merlo, wenn er Ruhe sucht. Und Martin von Aesch hat einst dafür gekämpft, dass der Schlieremer Berg grün bleibt.

Die zweite Etage glitzert bei gutem Wetter am Horizont: die Ferienschweiz mit ihren schneebedeckten Bergen. Als Gegenwelt bedient sie Sehnsucht nach Idyll und Wildnis.

Viertens: Ethnische Diversität als Selbstverständlichkeit

Ethnische Vielfalt ist in den Agglomerationen längst eine Realität. Die Serbin Dragana Todorovic aus Nussbaumen und ihre Familie sind nur ein Beispiel dafür.

In Obersiggenthal, der Gemeinde mit rund 8500 Einwohnern, zu der Nussbaumen gehört, leben Menschen aus 82 Nationen. Die grösste Gruppe sind rund 500 Personen mit deutschen Pässen. Die 220 serbischen Staatsangehörigen belegen hinter den Italienern und Mazedoniern Platz 4, gefolgt von 200 Personen mit indischen Pässen.

Während die Zahl und die Verschiedenheit der Nationalitäten allein noch keine direkten Rückschlüsse auf den Grad des alltäglichen Miteinanders oder einer gegenseitigen kulturellen Beeinflussung zulassen, bietet die Gastronomie Hinweise darauf. Im Agglomerationskanton Aargau finden sich im Telefonbuch zwei Dutzend thailändische, ein Dutzend chinesische, um die zehn mexikanische und indische, drei japanische und zwei vietnamesische Restaurants.

Fünftens: Ringen um institutionalisierte Kultur

Die Durchmischung von Wohnen und Arbeiten ist in den Agglomerationen mittlerweile mindestens ebenso gross wie in den Städten. Bildungs- und Forschungseinrichtungen, Dienstleistungskonzerne, Einkaufsmeilen, Kinos - beides findet man hier wie dort.

Industrie und Logistik aber haben sich aus den Städten verabschiedet. Nach wie vor dort konzentriert sind sakrale, kulturelle und sportliche «Leuchttürme» sowie medizinische

Zentren: grosse Spitäler, grosse Kirchen, grosse Museen, grosse Stadien.

Demgegenüber hat nicht nur klassisch Kommerzielles, sondern auch Experimentelles und ethnisch Diversifiziertes seinen Platz vor allem ausserhalb der Stadtgrenzen – die «Umweltarena» in Spreitenbach zum Beispiel, eine Art Erlebnispark zur ökologischen Sensibilisierung, der vermehrt auch als Konzertlokal genutzt werden soll, oder die Glaubenszentren der Buddhisten und Sikhs im Solothurner Niederamt zwischen Aarau und Olten, um nur einige Beispiele zu nennen.

Dem steht der Niedergang der traditionellen dörflichen Kultur gegenüber: «Der Männerchor ist überaltert, die Turner gehen lieber in die Toskana velofahren statt in Untersiggenthal am Reck zu turnen», sagt Hans Killer, der ehemalige Gemeindeammann von Untersiggenthal. Neue Formen institutionalisierter Kultur zu etablieren, ist schwierig. Das sagt mit einem bedauernden Unterton auch Martin von Aesch, der von Zeit zu Zeit Schüler zum Chor der «Schlieremer Chind» zusammentrommelt, den sein Vater vor sechs Jahrzehnten für Primarschüler gegründet hatte: «Kulturelle Veranstaltungen sind enorm wichtig. Sie führen Menschen zusammen, die sonst alle ihre eigenen Wege gehen und in ihren Milieus verwurzelt sind.»

Sechstens: Schauplatz des Wandels

Vergleiche mit Landschaftsfotografien von vor 100 Jahren zeigen, dass nur zwei Arten von Sujets in der Schweiz keinem Wandel unterworfen waren: Bergregionen oberhalb von 1800 Metern und die Innenstädte. Die Schweiz wächst längst nicht mehr wirklich in den Städten Zürich, Basel oder Bern, sondern in den Weiten des Thurgaus, des Aargaus und Freiburgs.

Um auf die Masseneinwanderungsinitiative und den Gesinnungswandel in den Agglomerationen zur Personenfreizügigkeit mit der EU zurückzukommen: Ein Blick in kantonale und eidgenössische Statistiken macht deutlich, dass die Zustimmung dazu in besonderer Masse dort gelitten hat, wo Bevölkerung in der Schweiz am stärksten wächst und sich das auch am massivsten niederschlägt.

Die Stadtgrenzen sind eigentliche Wachstumsgräben. Während die ständige Wohnbevölkerung in der Stadt Zürich zwischen 2000 und 2012 durchaus auch um 12,7 Prozent zugenommen hat, sind die benachbarten Regionen Furttal, Zürcher Unterland und Glatttal im selben Zeitraum um satte 21 bis 23 Prozent gewachsen.

Eine Zwischenbilanz

Misst man die Agglomerationen an Hugo Loetschers Definition vom Städtischen als der «grösstmöglichen Gleichzeitigkeit menschlicher Möglichkeiten», ergibt sich folgender Schluss: Städte und Agglomerationen werden dem Anspruch des Schriftstellers beide per se zu einem guten Teil, aber nicht vollumfänglich gerecht.

Den Städten sind Industrie und Logistik als klassische zentralörtliche Funktionen abhandengekommen, und die Agglomerationen ringen um Formen institutionalisierter Kultur. Bemerkenswert ist und zu wenig beachtet wird, wie sehr sich der Wandel, dem die Schweiz unterworfen ist, auf die Agglomerationen konzentriert.

Hugo Loetscher schrieb 1994 im NZZ Folio: «Gleichzeitigkeit aber ergibt sich nur, wenn erkannt wird, dass die Möglichkeit des einen die des andern ermöglicht und dass die einen Möglichkeiten sich in dem Masse entfalten, wie sich andere verwirklichen können. Darin beruht die Kulturträchtigkeit der Stadt und die Chance einer Neubestimmung von Urbanität.»

Genau darum geht es heute in den Agglomerationen der Schweiz. Zu definieren ist, wie sich die dort ungestüm explodierende Vielfalt von Bevölkerung und Bauten politisch und organisatorisch so aufgefangen werden kann, dass sie bei einer Mehrheit Akzeptanz findet.

Konjunktur haben Rufe, die fordern, die Agglomerationen sollten vollumfänglich an städtischem Wesen genesen, an einem umfassenderen politischen Durchgriff, einer grösseren administrativen Potenz des Gemeinwesens und an höheren Standards bei öffentlichen Dienstleistungen, vom sozialen Wohnungsbau bis zur Kinderbetreuung. Gemäss der Devise «Dichte bedingt Management» sind zweifellos Schritte in diese Richtung zu setzen. Allerdings sollten städtische Rezepte nicht tel quel auf die Agglomerationen übertragen werden. Zum einen, weil vieles auf den zweiten Blick weniger eindeutig ist als auf den ersten.

Beispielsweise lässt sich selbst die These, dass das städtische Lebensmodell ökologisch nachhaltiger ist, nicht einwandfrei belegen. Vincent Kaufmann, Professor für Stadtsoziologie und Mobilitätsanalyse an der ETH Lausanne, kommt in einer Untersuchung zum Schluss, dass Menschen mit Auto und Haus nicht schlechter abschneiden als Stadtbewohner. Er nennt das Phänomen den «Grill-Effekt»: Wer weniger dicht wohnt, bleibt am Wochenende eher zu Hause. Zum anderen, weil städtische Rezepte mit vielen auf Bewahrung ausgerichteten Zutaten angereichert sind - gerade, was bauliche Veränderungen und Diversitäten angeht.

Städte und Agglomerationsgemeinden sind heute, jede für sich, eigentliche Soziotope. Die Summe ihrer gesellschaftlichen Eigenheiten sind die grossflächigen Metropolitanregionen. Einzig sie erfüllen heute in der Schweiz den Anspruch der «grösstmöglichen Gleichzeitigkeit menschlicher Möglichkeiten» noch ganz.

Protourbane Zukunftsräume - die neuen Interpretationen

Publizistischen Interpretationen der Agglomerationen, die ein halbes Jahrzehnt alt sind, stehen am Anfang dieser Betrachtungen. Ihren Abschluss sollen entsprechende Einschätzungen aus der jüngsten Vergangenheit bilden: Die erste ist dem Handbuch entnommen, in dem die gebündelte Städtebauer- und Stadtsoziologen-Kompetenz der ETH Zürich 2016 «urbane Qualitäten» definiert und diese Kriterien auf drei verschiedene Gebiete in der Metropolitanregion Zürich angewendet hat.

Analysiert haben die Städtebauer und Soziologen dabei die Kriterien Zentralität, Diversität, Interaktion, Zugänglichkeit, Adaptierbarkeit und Aneignung. Grundsätzlich sahen die Forscher ihre Erwartung bestätigt, dass die «urbanen Qualitäten» mit zunehmender Distanz vom Herzen der Ballungsräume weniger werden. Überraschend sind jedoch die Grautöne zwischen dem Weiss der Innenstadt und dem Schwarz der Peripherie.

So zeigt sich zum Beispiel, dass die Summe der urbanen Qualitäten an der ohne besonderen Ehrgeiz gestalteten Seepromenade in Pfäffikon (Schwyz) grösser ist als am Max-Bill-Platz in Neu-Oerlikon, der die Frucht einer gezielten städtebaulichen Gestaltung ist. Während das Grün am See in der Diagnose der Forscher als wenig reglementierter öffentlicher Raum funktioniert und regionaler Anziehungspunkt ist, leidet der neue Stadtteil unter einer «Verinselung» der einzelnen grossen Baufelder.

Die verschiedenen Nutzungen, die einer urbanen Vielfalt hätten zuträglich sein sollen, hätten sich als zu unterschiedlich erwiesen, als dass sie sich gegenseitig befruchten könnten, schreiben sie.

Ähnlich ist der Tenor einer Analyse über die Zukunft des öffentlichen Raums, die das Gottlieb-Duttweiler-Institut 2018 zusammen mit dem Zentrum öffentlicher Raum an der Hochschule Luzern publiziert hat. Eine von fünf Thesen dort lautet: «Agglomerationen werden dynamischer als die Kernstädte, da sie mehr Raum für Experimente und Innovationen bieten. Der öffentliche Raum der Kernstädte wird immer mehr zum Repräsentationsraum.»

Die Zukunftsforscher gehen davon aus, dass die baulichen und mentalen Unterschiede zwischen Stadt und Agglomeration weniger werden: «Während die Agglomerationen urbaner werden, erhält die Stadt zunehmend einen ländlichen Charakter. Massgebend dafür sind verschiedene Faktoren - beispielsweise das Verlangen nach Ruhe, Rückzug und grosser Wohnfläche in den Städten, aber auch der Wunsch nach neuen Lebensstilen in den Agglomerationen. Agglomerationsräume werden (demgegenüber) zunehmend mit urbanen Qualitäten (...) besetzt. An der Peripherie werden Stadien, Kinos und Einkaufszentren errichtet, um den Bedürfnissen der neuen Bewohner gerecht zu werden.»

Agglomerationen werden also in der veröffentlichten Interpretation nicht mehr primär als Defiziträume wahrgenommen, sondern als Potenzialräume mit zunehmend urbanen Eigenschaften. Abgesehen von einem Generationenwechsel derer, sie sich veröffentlicht mit dem Thema auseinandersetzen, dürfte dieser veränderte, stärker an der heutigen Realität orientierte Blick auch auf die Einsicht zurückzuführen sein, dass es wenig zielführend ist, die in den letzten 75 Jahren gewachsenen Teile unseres Landes und ihre Bewohner, die 74 Prozent der schweizerischen Bevölkerung ausmachen, entweder zu ignorieren oder zu diskreditieren.

Die neuen Interpretationen regen dazu an, zu überlegen, wie das oft chaotisch und unkoordiniert Gewachsene so transformiert werden kann, dass es der zunehmenden Dichte von Menschen und Bauten gerecht wird, die durch den gesetzlichen Rahmen der Raumplanung und die Bevölkerungsentwicklung zu erwarten ist.

Dabei ist zweierlei zu beachten: Erstens ist das so zu bewerkstelligen, dass die Dynamik nicht abgewürgt wird, welche die Agglomerationen als dezentrale wirtschaftliche Motoren unseres Landes auszeichnet. Und zweitens ist der Wandel in einer Weise zu bewerkstelligen, die den genannten Befindlichkeiten der Bevölkerung in den Agglomerationen explizit Rechnung trägt.

Literatur

Matthias Daum / Paul Schneeberger: Daheim - Eine Reise durch die Agglomeration, Zürich 2013.

Gottlieb-Duttweiler-Institut / Zentrum für den öffentlichen Raum (ZORA): Future urban space, 2018:

https://staedteverband.ch/cmsfiles/180416_ZORA_Future_Public_Spaces_d1.pdf

Georg Kreis (Hg.): Städtische versus ländliche Schweiz - Siedlungsstrukturen und ihre politischen Determinanten, Zürich 2015.

Simon Kretz (Hg.): Urbane Qualitäten - ein Handbuch am Beispiel der Metropolitanregion Zürich, Zürich 2016.